

Zeitschrift: Schweizer Hebamme : offizielle Zeitschrift des Schweizerischen Hebammenverbandes = Sage-femme suisse : journal officiel de l'Association suisse des sages-femmes = Levatrice svizzera : giornale ufficiale dell'Associazione svizzera delle levatrici

Herausgeber: Schweizerischer Hebammenverband

Band: 77 (1979)

Heft: 2

Artikel: Ihr habt ja so wenig Kinder - warum?

Autor: Ninck, Werner

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-950638>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erklärung dieser Situation sind folgende Faktoren zu erwähnen:

- Einmal hat der Arzt, im Vergleich zum Pflegepersonal, ein doppelt so langes Studium hinter sich.
- Ferner wird die Behandlungstherapie vom Arzt verordnet und vom Pflegepersonal ausgeführt. Damit entsteht ein fachliches Unterstellungsverhältnis.
- Dazu kommt, dass der Pflegedienst mehrheitlich aus Frauen, die Ärzteschaft mehrheitlich aus Männern besteht und somit der Arzt, dass heisst der Mann, die führende Rolle spielen möchte.

Das sind alles Momente, die dazu führen, dass der Arzt oft Anordnungen über seinen Zuständigkeitsbereich hinaus zu erteilen versucht.

Damit das Spital als Dienstleistungsbetrieb funktionieren kann, sind die Aufgaben klar aufzuteilen, da es sonst laufend Kompetenzüberschreitungen gibt. Jede Berufsgruppe hat für ihren Bereich verantwortlich zu sein. Die festgelegte Kompetenzabgrenzung ist von jeder Berufsgruppe zu respektieren. Ich erinnere Sie nochmals daran, dass Kompetenzen und Verantwortung voll übereinstimmen müssen.

Um die aufgeteilte Arbeit wieder zu einem Ganzen zusammenzufügen und zu koordinieren, braucht es eine Spitalleitung. In allzu vielen Fällen setzt sich aber die Spitalleitung nur aus dem administrativen und ärztlichen Bereich zusammen. Wird der Pflegedienst nicht als gleichwertiger Partner akzeptiert? Durch Ausschliessung des Pflegedienstes aus der Spitalleitung werden Konflikte zwischen diesen Bereichen bestimmt nicht abgebaut werden können. Wir haben vorhin gehört, dass Kompetenzen und Verantwortung übereinstimmen müssen. Damit der Pflegedienst seine Verantwortung voll wahrnehmen und sich gegenüber den andern Bereichen behaupten kann, ist ihm eine angemessene Stellung in der Hierarchie zuzuweisen. Er soll ebenso in der Spitalleitung vertreten sein wie der Verwaltung und die Chefärzte.

Weitere Konfliktsituationen im Krankenpflegealltag können durch mangelnde Informationen von seiten der Vorgesetzten oder der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter entstehen.

Zum Schluss will ich jetzt noch kurz die Konflikte zwischen Pflege-

dienst und Patienten zu deuten versuchen.

Konflikte zwischen diesen beiden Gruppen können entstehen, wenn der Patient nach dem Eintritt ins Spital sich dem strengen Reglement unterziehen muss, die ihm die Krankenschwestern und Pfleger vorschreiben, damit sie ihre Arbeit bewältigen können. Bis vor seinem Spitaleintritt hat der Patient selber entschieden, wann er zum Beispiel aufstehen und essen wollte. Er war ein sogenannt freier Mensch. Nun wird er sozusagen in die Abhängigkeit zurückversetzt. Der Tagesablauf wird ihm vorgeschrieben; er hat sich in diese Krankenhausmaschinerie einzufügen. Während den ersten Tagen wird sich der Patient stillschweigend diesem Tagesrhythmus fügen. Schliesslich ist dies eine fremde und ungewohnte Umgebung, die er zuerst kennenlernen muss. Mit der Zeit wird aber in ihm der Drang nach mehr Freiheit wieder aufkommen. Er wird die Krankenhausordnung nicht mehr genau einhalten. Das Pflegepersonal hingegen wird versuchen, diese Krankenhausordnung pflichtbewusst durchzusetzen.

Sie sehen, dass diese verschiedenen Interessen, vom Patienten her der Drang nach mehr Freiheit und vom Pflegepersonal her die erhaltenen Weisungen durchzusetzen, unweigerlich zu Konfliktsituationen führen.

Viel schlimmer noch, als sich während eines Spitalaufenthaltes einer Hausordnung zu unterstellen, ist es für einen Patienten, keine Information über seine Krankheit und die bevorstehende Behandlung zu erhalten. Für das Pflegepersonal ist dies eine der grössten Konfliktsituationen im Krankenpflegealltag, einem nicht richtig informierten Patienten gegenüberzustehen. Wie soll sich das Pflegepersonal einem fragenden Patienten gegenüber verhalten? Dieser Konflikt wird bestehen, solange nicht vom Grundsatz ausgegangen wird, dass dem Patienten das legitime Recht zusteht, über alle ihn betreffenden Massnahmen laufend und im Rahmen seiner eigenen Möglichkeiten erschöpfend informiert zu werden. Wir wissen alle, dass ein informierter Patient der glücklichere Patient ist.

Ich komme zum Schluss:

Mein Auftrag lautete, Konflikte im Krankenpflegealltag zu deuten. Sie sehen, dass wir in unserem Be-

rufsleben täglich verschiedenen Konfliktsituationen begegnen. Konflikte im Krankenpflegealltag entstehen erstens vom System und zweitens vom Menschen her. Die Konflikte werden wir nie alle aus dem Krankenpflegealltag verbannen können. Unsere Pflicht ist es jedenfalls, durch eine klare Organisation, das heisst durch eine zweckmässig gestaltete Betriebsstruktur und einen geordneten Betriebsablauf, der Pflege des Betriebsklimas sowie der laufenden Förderung des interprofessionellen Verständnisses die Voraussetzungen zu schaffen, um die Restkonflikte abzubauen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Madeleine Erne

Spitaloberin am Tiefenauspital der Stadt Bern

Ihr habt ja so wenig Kinder – warum?

Leben ist ein grosses Geheimnis – trotz angestrebter wissenschaftlicher Forschung. Wie gerne würde diese es künstlich – in der Retorte – erzeugen! Aber bisher ist man nicht über den Roboter oder das chemisch hergestellte, aber unfruchtbare Ei hinausgekommen. Dabei vergisst man leicht, dass der Mensch, als Ebenbild Gottes geschaffen, dank seiner Geschlechtsorgane an der Zeugung von Leben mitwirkt. Er wird dadurch zu einem schöpferischen Teil der göttlichen Schöpfung und darf dies dank seiner geistigen Fähigkeiten bewusst und als jeweiligen Höhepunkt in seinem oft einförmigen Dasein erleben.

Auch das Auf und Ab in der Bevölkerungsbewegung ist von Geheimnissen umwittert. Die Schweiz wies während Jahrhunderten eine fast gleichmässige Volksmenge auf: Von 1400–1800 stieg diese von 0,7 auf etwa 1,7 Millionen an. Im 19. Jahrhundert setzte die Industrialisierung ein, welche fortlaufend neue Arbeitsplätze zur Verfügung stellte. 1860 gab es schon 2,5 Millionen Schweizer. 1895–1914, in der Blütezeit der sogenannten Gründerepoche, betrug die Zunah-

me in 20 Jahren fast eine Million. Dagegen zeigt die Wirtschaftskrise der dreissiger Jahre einen deutlichen Knick in der rasanten Aufwärtsbewegung. 1960 wurde – wieder parallel zum Konjunkturanstieg – ein Höhepunkt von 5,4 Millionen erreicht. Aber dann verminderten sich die Geburten rasch von 95000 auf 55000 im Jahre 1975, in einer Zeit des höchsten Wirtschaftsbooms, wo das Geld sozusagen auf der Strasse lag! Der Geburtenüberschuss betrug auf dem Höhepunkt (1964) über 59000, 1975 noch 22500, in 5 Jahren schätzt man ihn auf – 11000.

Diese Abwärtsentwicklung widerspricht zwar der Erfahrung, muss sich aber doch irgendwie erklären lassen. Bei näherem Zusehen lassen sich eine ganze Reihe Gründe dafür anführen.

Rationalisierung

Sie ist der grosse Versuch unserer Zeit, alle Lebensvorgänge vom Verstand (ratio) her zu steuern. Das brachte eine ungeheure Verarmung an Gefühl, Phantasie, Menschlichkeit mit sich. Diese Rationalisierung von Wirtschaft und Kultur ging mit der Technisierung und Industrialisierung Hand in Hand und machte vor der Intimsphäre nicht Halt. Früher waren Ehe und Familie der Schoss, in dessen Geborgenheit der Nachwuchs empfangen, gehegt, erzogen und herangebildet wurde. Nun aber entdeckte der kritische Verstand, dass die Freuden des Geschlechtsverkehrs nicht unbedingt an die Zeugung gebunden seien, sondern auch unabhängig davon genossen werden könnten und sollten. Kein Zufall, dass gleichzeitig die Antibabypille und andere Verhütungsmittel, sowie die Sterilisation für den allgemeinen Gebrauch entdeckt wurden, welche diese Freuden angstlos, gleichsam verantwortungsfrei gestalteten. Damit löste sich der Mensch aus jener geheimnisvollen Beziehung zur göttlichen Schöpfung, brauchte er doch als Mündiger Gott nicht mehr. Dies führte zu einer neuen Art loser Geschlechtsbeziehung und förderte den erwähnten Geburtenrückgang, zugleich aber auch die Verminderung der Eheschliessungen: 1960 7,8, 1975 5,3 auf 1000 Einwohner. Viele Junge leben heute – auch auf dem Lande – in Probeehe, die vielleicht dann standesamtlich geschlossen wird, wenn ein Kind sich

meldet. Man will keine Bindung, man scheut sich, Konflikte auszutragen. Das drückt sich auch darin aus, dass die Zahl der Scheidungen sich in den letzten Jahren verdoppelt hat. So ist also die Ehe – bei allen Völkern die Grundlage der Kinderzeugung – bei uns stark ins Wanken geraten.

Mann und Frau gleichgestellt

Dies alles wird noch durch eine andere Bewegung begünstigt, die Frauenemanzipation. Die Frau soll vom Manne in jeder Hinsicht unabhängig werden. Darum wird Mutterschaft nicht mehr als eigengearbeter, ein ganzes Leben ausfüllender Wert angesehen, Hausfrauentugenden und -arbeit abgewertet. Zudem drängte in jenen Zeiten des Arbeitermangels die Industrie darauf, dass möglichst jede Frau sich der Wirtschaft zur Verfügung stelle (ohne ihr jedoch den gleichen Lohn wie dem Manne zu bieten!). Früher waren wegen der grossen Kindersterblichkeit viele Jahrzehnte des Lebens einer Mutter mit der Aufzucht der Jungen ausgefüllt. Heute lernt jedes Mädchen einen Beruf. Hat es dann eine gute Stelle erlangt, überlegt es sich zweimal, ob es seine Unabhängigkeit durch eine Ehe einschränken solle, zumal sexuelle Befriedigung nach Aufhebung des Konkubinatsverbotes auch ohne solche möglich ist. Eine evangelische Eheanbahnungsstelle schreibt: »Frauen mit einer anspruchsvollen Berufsbildung sind gegenüber den Männern in der Überzahl. Einfache Frauen, die an den Mann in bezug auf Bildung keine grossen Ansprüche stellen, sind sehr selten.« Darum haben auch Landwirte Mühe eine Frau zu finden. Frauen möchten sogar im sexuellen Bereich von den Männern unabhängig werden. Eine vermehrte Zahl von Lesbierinnen hat sich von jenen vollkommen distanziert. Das Gegenstück ist der aufgewertete Homosexuelle.

Das Geld

Ein wichtiger Grund für die Beschränkung der Kinderzahl ist der Materialismus der Wohlstandsgesellschaft. Jedermann möchte begreiflicherweise an den technischen Errungenschaften, am sozialen Aufstieg, ja am Luxus teilnehmen. Das ist in den meisten Fällen

nicht möglich ohne die Mitarbeit der Frau (Doppelverdiener). Kind oder Auto? Kinder behindern in der Tat die schrankenlose Unabhängigkeit der Eltern. Darum sind sie je länger desto unerwünschter. Die Zahl der erwerbstätigen Frauen stieg 1950 von 547000 auf 806000 im Jahr 1970. Gerade in diese Jahrzehnte fällt die »Pille«, fallen die erschreckenden Zahlen des Schwangerschaftsabbruches (Dunkelziffer geschätzt auf 50000 im Jahr), wobei nicht übersehen werden kann, dass beiden Mitteln ausserdem noch die Gefahr der dauernden Unfruchtbarkeit anhaftet. In Ungarn wurde der straffreie Schwangerschaftsabbruch wieder aufgehoben, weil die Bevölkerungsabnahme zu bedrohlich wurde. Im Streben nach höherem Verdienst verliessen die Leute, namentlich die Jungen, massenweise das Land und siedelten sich in den industriereichen Städten an. Bekanntlich sind die Lebensbedingungen dort weithin kinderfeindlich, weil die Wohnungen oft klein und teuer sind und es an Lebensraum für die Kinder fehlt. Das wirkt sich auf die Fruchtbarkeit aus. 1960 zählte man in den Städten 113 Geburten auf 1000 Frauen, auf dem Lande aber 160. Dabei lebt heute etwa die Hälfte der Schweizer in den Städten. Hier der Ausspruch eines Fachmanns: »Die Grossstädte sind die Friedhöfe der Menschheit.«

Die Angst

Der Fortpflanzungswille wird weiter gedämpft durch einen immer mehr um sich greifenden Pessimismus im Volk: Angst vor einer düsteren Zukunft mit schlechten Lebensbedingungen (Luft- und Wasserverschmutzung, Verknappung der Rohstoffe), Angst vor einer kommunistischen Revolution, vor einem Überraschungskrieg von seinen Russlands, vor Atomkraftwerken, Autolärm, Angst vor der Verantwortung für die Kinder in einer Welt des Alkoholismus, der Drogen, der Auflehnung der Jungen gegenüber den Eltern und Ältern, der zunehmenden Raubüberfälle – ein Pessimismus, der meist keinen Ausgleich mehr in religiösen Vorstellungen und Hoffnungen findet. Solche unmessbaren Dinge drücken unbewusst auf die Fruchtbarkeit. Es ist nachgewiesen worden, dass die rationalisierte Viehwirtschaft mit ihren einförmigen Gras-

sorten (statt vielartiger, oft mit Heilstoffen ausgestatteten Kräutern), starken Kunstdüngergaben, Antibiotika usw. die Fruchtbarkeit der Tiere deutlich beeinträchtigen. Ähnlich könnte die Ernährung des heutigen Menschen aus Büchsen, mit Fleisch jener Tiere, mit Nahrungsmitteln, denen bei der Verarbeitung (Schälen, Polieren usw.) wichtigste Stoffe entzogen werden, den Zeugungswillen und die Zeugungskraft schwächen. Eine ähnliche Wirkung übt der Stress und die ganze unnatürliche, oft nervenaufreizende Lebensweise des heutigen Menschen aus. Unsere Lebenshaltung, letzten Endes geplant durch Industrie und Technik, trägt den Keim der Degeneration in sich. Schon in wenigen Jahren wird ein sich steigernder Geburtenunterschuss erwartet. Die rationalisierte, materialistische Gesellschaft mit ihrem blinden Raubbau an den Gütern der Schöpfung scheint sich selber den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Werner Ninck, Blanckenburg
Aus ›Leben und Glauben‹

Blick ins Haus

Die Zahl der Geburten geht ständig zurück. Schon heute stehen Schulhäuser und Kinderheime leer. Das beginnt vielen Menschen Sorgen zu machen, denken wir nur an die Zukunft unserer AHV. Unser Mitarbeiter versucht, die Gründe für diese Entwicklung aufzudecken. Es ist an jedem von uns, diese Fragen mal zu durchdenken.

Projekt Richtlinienrevision: Information

Verschiedene Gründe haben die Kommission für Berufsbildung des Schweizerischen Roten Kreuzes veranlasst, im September 1977 in Giessbach eine Tagung durchzuführen, die einem grundsätzlichen Überdenken von Fragen im Zusammenhang mit den vom Schweizerischen Roten Kreuz überwachten Berufsausbildungen gewidmet war: Letztmals hatte eine ähnliche Zusammenkunft im Jahre 1972 stattgefunden, und die Kommission hat sich seither in ihrer Zusammensetzung

stark verändert. Zudem haben die Schulen im Gebiet der Krankenpflege unter mehreren Malen den Wunsch geäußert, dass die verschiedenen Ausbildungsrichtlinien überprüft, angepasst und allenfalls revidiert werden sollten.

Die Diskussion am Besinnungstag 1977 hat ergeben, dass versucht werden soll, eine grössere formale Einheit in die Richtlinien sämtlicher Berufe zu bringen.

Es sollte insbesondere versucht werden, das Gemeinsame der vier Pflegeberufe klar herauszuschälen, das Spezielle neu zu definieren und den heutigen Gegebenheiten anzupassen. Bei dieser Gelegenheit sollte auch die gegenseitige Abhängigkeit der vier Berufe deutlich sichtbar werden, die sowohl auf den Ähnlichkeiten als auch auf den Eigenheiten beruht.

Die Kommission für Berufsbildung hat deshalb beschlossen, die Richtlinien für die Pflegeberufe in diesem Sinne zu überarbeiten. Der von der Abteilung Berufsbildung erstellte Arbeitsplan wurde am 8. Juni 1978 genehmigt.

Diese Arbeit wird sich über rund 5 Jahre erstrecken. Die vorgeschlagene Arbeitsmethode erlaubt, die Gesichtspunkte der betreffenden Berufsangehörigen, der Arbeitgeber, der Auszubildenden wie auch diejenigen der Öffentlichkeit ganz allgemein miteinzubeziehen.

Eine Aufgliederung in mehrere Phasen sichert diesem Vorhaben die gewünschte Beweglichkeit. Folgende Arbeitsphasen sind geplant:

1. Einholen von Informationen über die Pflegeberufe
- a) Einholen von Informationen über Berufsbegriffe, -ansichten und Vorstellungen
- b) Sammeln von Angaben über die konkrete berufliche Wirklichkeit
2. Ausarbeitung der Ausbildungsziele für die Pflegeberufe
3. Ausarbeitung eines Gesamtkonzeptes für die Ausbildung in den Pflegeberufen
4. Ausarbeitung der Ausbildungsprogramme für die Pflegeberufe
5. Ausarbeitung der übrigen Ausbildungsbestimmungen für die Pflegeberufe (Zulassungsbedingungen, Dauer der Ausbildung usw.)
6. Vereinheitlichung der formalen Darstellung von Ausbildungsrichtlinien
7. Redaktion der Textentwürfe der Richtlinien
8. Vernehmlassungsverfahren

Die direkt betroffenen Kreise oder ihre Vertreter werden für die einzelnen Arbeitsphasen jeweils planmässig zur Mitarbeit aufgefordert. Die Kommission für Berufsbildung und die Abteilung Berufsbildung des Schweizerischen Roten Kreuzes hoffen, dass die betroffenen Kreise dieser Richtlinienrevision Interesse entgegenbringen und ihnen Hilfe und aktive Unterstützung gewähren werden.

Tagung für Angehörige der Pflegeberufe

Datum: 3. / 4. März 1979

Ort: Bildungszentrum Moncroix, chemin du Vorbourg, 2800 Delémont

Beginn: Samstag, 3. März, 16.00 Uhr
Schluss: Sonntag, 4. März, etwa 16.00 Uhr

Leitung: Herr Dr. Theol. Constantin Gyr, Menzingen

Thema: Leben? – für mich – in meinem Beruf – in der Gesellschaft
Gemeinsam suchen wir nach Antworten.

Unkostenbeitrag: Pension: Fr. 30.–, Tagung: Fr. 15.–

Anmeldung bis am 25. Februar 1979 an Ottilie Pleisch, Geismatt-höhe 6, 6004 Luzern

Veranstaltet wird diese Tagung von der Vereinigung Schweizerischer Krankenpflegeberufe für die Achtung vor dem menschlichen Leben.

Gehört bei der Telearena

Mir hei die wyssischi Wösch u dr dräckigscht Uspuff.

In jeder Zeitung wird gelogen und die (ein Boulevardblatt) lügt eben am lustigsten.

›Das Glück, das ist: ans Glück glauben‹. Lamoureux

Es gibt eine Liebe, die so gross ist, dass sie die Eifersucht ausschliesst.

Auf weichem Flaum erwirbt man keinen Ruhm.

Bei grossem Gewinn ist grosser Betrug.